

Nr. 192 Bydgoszcz / Bromberg, 24. August 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von Adolph Johannes Fischer.

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Eine Träne zittert an ihren langen, blauschwarzen Wimpern, perlt auf ihre Wange, schimmert wie ein Tautropfen auf einer blassen Rose.

Was ist wahr an dieser wunderbaren Frau — und was Trug?

„Vergiß, Fred! Vergiß das einzige Böse, das ich dir getan habe! Nein — nicht getan —, nur tun gewollt! Vergiß, daß ich Marion gehaßt habe! Ins brennende Theater getrieben! Vergiß es, Fred! Ach, mein Haß auf Marion war ja nichts anderes als Liebe zu dir! Sieh, Fred —", sie drängt sich an mich, ihr Atem streichelt heiß mein Gesicht, ihre Augen liebkosen die meinen, „so sehr liebe ich dich, daß ich jetzt auch Marion liebe, weil du sie liebst! ... Aber ... oh ... was hast du gesagt? ... Du verschweigst mir etwas! ... Du lobst mich, weil du mir etwas verbirgst!... Was verbirgst du mir?... Habe ich dir je Böses getan, Fred?"

Ist das die wahre Diana?

„Was hast du vom Palmengarten gesagt, Fred? — Was ist gestern hier geschehen? — Etwas Gräßliches lauert hinter deinen gütigen Worten wie ein Mörder hinter Blüten. — Sag es mir, Fred! Ich beschwöre dich!"

„Auf diesen Palmengarten floß gestern ein tödlicher Tau, Diana! Ein vernichtender Mikrobenregen kam aus deinem Flugzeug, Diana!"

„Gräßlich!"

Ihr Gesicht wird bleich, ihre Lippen zucken, ihr Körper bebt.

„Und heute, Diana! Hast du mir nicht heute einen Rosenstrauß geschickt?"

„Ich — Rosen? — Nein, Fred! Warum hätte ich Rosen schicken sollen?"

„Zu meiner Verlobung mit Marion."

„Ach, Fred!"

„Man sagte, sie kämen von dir, Diana."

„Es ist nicht wahr, Fred!"

„Die Rosen — Diana — sie trugen Gift an den Spitzen ihrer Dornen."

„Oh Jammer! Oh Jammer!"

Wehes Schluchzen schüttelt Diana. Sie preßt ihre Wange an meine, weint wie ein Kind.

„Und du glaubst, Fred?... Oh!... Und du glaubst?... Du kannst glauben! ... Daß ich? ... Oh, du! ... Den ich liebe! ... Den ich mehr liebe als alles auf der Welt ... Für den ich mit Freuden mein Leben gebe!..."

„Diana! Wenn ich dir unrecht tue, verzeih!"

„Oh, Fred!"

Ihre Augen starren in meine, ganz nahe, sie werden groß und seltsam dunkel, unfaßbare Zärtlichkeit, schrankenlose Sehnsucht schimmern in ihnen.

„Oh!" klagt sie. „Wo ich dich so liebe! ... Fred! ... Nimm mich, Fred! Nimm mich!"

Ihr geschmeidiger Leib drängt gegen den meinen, ich fühle die wilden Schläge ihres Herzens, das schwere Atmen ihrer Brust, Glut lodert von ihr zu mir.

Ein Glockenzeichen schrillt.

Viktors Stimme:

„Eine Spur von Marion! Willy am Melder!"

Ich stürze davon.

Aus dem Lautsprecher ruft Willy:

„Ich habe eine Spur! Gottlob, daß du enthaftet bist! Komm, Fred!"

„Wo bist du?"

„Nordstraße, bei Kilometer hundert! Komm schnell im Wagen! Unauffällig! Nicht im Flugzeug! Mit Mannschaft!"

„Willy —"

Niemand antwortet mehr.

„Viktor! Sofort Mannschaft!"

„Darf ich mit?"

„Ja! Die Waffen!"

Viktor stürmt fort.

Ich eile zu Diana.

„Diana! Willy hat angerufen! Eine Spur!"

„Wo?"

„Nordstraße, bei Kilometer hundert!"

„Dort hat Natas ein Schloß! Belvedere! Fred, nimm mich mit! Vielleicht kann ich euch helfen. Ich kenne alle Schlupfwinkel und fast alle Geheimnisse meines Freundes Natas."

Zwei Limousinen, innen gepanzert, rasen durch die Nacht. In der ersten Diana und ich — und Mannschaft — in der zweiten Viktor und Mannschaft.

„Fred," flüstert Diana neben mir, „wir haben nur wenig Zeit zum Sprechen. Komm ganz nahe zu meinen Lippen mit deinem Ohr. Niemand darf hören, was ich dir sage."

Die bewaffnete Garde neben und hinter uns und der Chauffeur sitzen unbeweglich wie Bronzefiguren.

„Ich habe versprochen, dir ein kleines Rätsel zu lösen, Fred. Willst du es jetzt hören?"

Alle meine Sinne sind nur auf unser rasendes Vorwärtsstürmen gerichtet.

Werden wir Marion finden? Werden wir sie retten? Um Diana nicht zu kränken, sage ich:

„Was ist es, Diana?"

„Das Geheimnis des zweiten German May!"

„Du weißt davon?"

„Ich weiß nicht nur davon — ich weiß auch die Lösung!"

Sogar in meiner Aufregung packt mich dieses Wort.

„Wie lautet die Lösung? Unser German May ist doch der echte?"

„Fred — es gibt gar keinen zweiten!"

„Aber — der andere ist doch gestern und heute wie ein Gespenst in unserem Haus aufgetaucht — hat Beck niedergeschlagen!"

„Beck lügt!"

„Der alte Mann! Vierzig Jahre steht er in unseren Diensten! Immer treu! Bewährt wie Gold!"
„Er lügt!"
„Warum?"
„Er ist bestochen!"
„Zu welchem Zweck, Diana?"
„Vielleicht, um euch zu zermürben? Um euch zu zeigen, daß ihr in eurem Hause nicht mehr sicher seid? Daß die treuesten Diener schon treulos werden? Um euch für Kompromisse reif zu machen?"
„Wer steckt dahinter?"
Diana deutet mir mit einem Blick.
Einer der Leute neben uns ist nähergerückt.
Gehört er auch schon in eines der Gegenlager?
„Wer?" flüstere ich.
„Eine Großmacht", haucht Diana an meinem Ohr.
„Rußland?"
Diana starrt vor sich hin.
„Asien?"
Habe ich mich geirrt? Oder hat Diana genickt?
Was weiß sie? Woher?
Welche Rolle spielt Diana?
Mit einem Ruck hält unser Panzerwagen.
Wir blicken hinaus.
Eine seltsame Prozession versperrt den Weg.
Kirchenfahnen flattern, Menschen singen fromme Bußlieder.
„Sie erwarten", sagt Diana „in der kommenden Nacht des Kometen das Weltende und das Strafgericht Gottes!"
„Ich fürchte heute ein anderes Weltende," entgegne ich, „nicht durch einen Todesstern, sondern durch Dechirit und Sensgas!"
„Niemand weiß, wann das Ende kommt", murmelt Diana mit rätselvollem Lächeln.
Unser Wagen saust wieder weiter.

Nacht liegt draußen.
Wir fahren mit schwach geblendeten Lichtern.
Diana deutet aus dem Fenster.
„Dort!"
Die Wagen stoppen. Jemand steht mitten in der Straße, winkt. Willy! Wir steigen aus.
„Oh, Lady Gonzaga ist mitgekommen?" ruft Willy. Er wirft mir einen schnellen, fragenden Blick zu, begrüßt dann Diana vollendet höflich.
„Ich hoffe, Mister Willy Borch," sagt Diana, „daß ich Mister Jansen heute vielleicht von Nutzen sein kann."
„Vielen Dank, Mylady!"
„Was haben Sie bis jetzt entdeckt?"
„Wir haben hier einen Vagabunden getroffen," berichtet Willy, „der hat uns folgendes erzählt: Er hat im Walde hier die letzte Nacht geschlafen und gegen Vormittag ein Flugzeug landen gesehen. Vom Schloß Belvedere her ist ein Auto gekommen, dessen Lenker — der Beschreibung nach Natas — mit dem Piloten verhandelt hat. Aus dem Flugzeug wurde eine anscheinend kranke Dame in den Wagen gehoben."
„Marion!" rufe ich.
Mit welchem Jammer erfüllt mich dieser Bericht!
„Ja — ich glaube — es war Marion", sagt Willy sinnend. „Pilot und Wagenlenker haben ihre Fahrzeuge gewechselt. Das ist alles."
„Nach welcher Richtung fuhr der Wagen?"
„Dorthin!" Willy deutet nach Westen.
„Ist der Landstreicher noch bei euch?"
„Ja."
„Belohne ihn unerhört, Willy!"
„Vielleicht", ruft Diana, „errate ich, wo Marion ist! Vielleicht kann ich euch zu ihr führen!"
„Um Gottes willen, Diana!"
„Natas kann natürlich die arme Marion auch schon in einem Flugzeug nach einem andern Kontinent entführt haben. Allein — er hat mich belehrt, daß er bisher seine Erfolge oft auf der Kurzsichtigkeit seiner Mitmenschen gegenüber dem Nächstliegenden aufbauen konnte. Vielleicht beabsichtigt er gar nicht, Marion weit fortzubringen? Natas hat hier ein Landhaus, von dem niemand weiß, daß es ihm gehört. Natas glaubt, auch ich wisse es nicht. Aber", sie lächelt, „was weiß eine kluge Frau nicht?"
„Diana! Wo?"
„Es mag sein, daß ich das Richtige ahne. Sehen wir in dem Landhaus nach! Eine Fahrstunde von hier!"
Diana lenkt meinen Wagen.

Das Landhaus!
Auf Dianas Rat sind unsere Wagen vorher seitab in eine Waldstraße eingebogen und stehen dort versteckt.
Meine Mannschaft, vermehrt um die Willys, bewaffnet mit den neuesten Modellen, würde ausreichen, ein kleines Fort zu stürmen. Auch Staatspolizei unter Führung eines Offiziers steht uns bei.
Diana geht allein in das Gebäude.
Die Nacht ist bewölkt, dennoch ist die Gegend von einem seltsamen, unheimlichen Zwielicht erfüllt, als phosphoreszíere die Atmosphäre.
Das Haus liegt finster vor uns, wie wenn es Tote beherberge.
Jetzt ist Diana am Tor, öffnet es — es ist scheinbar nicht versperrt — oder kennt Diana ein Geheimschloß?
Sie verschwindet im Landhaus.
Drinnen erhellen sich Fenster.
Mein Herz hämmert vor Aufregung.
Warum soll ich hier warten? Ich ertrage es nicht.

Diana tritt aus der Tür, winkt uns.
Willy, Viktor und ich eilen zu ihr.
„Niemand ist hier", flüstert sie.
Wir schließen die Tür hinter uns, sind in einer von elektrischen Lustern erhellten Halle.
Plötzlich zuckt Diana zusammen.
„Dort!" haucht sie.
Ihre Hand weist in eine Ecke.
Etwas glitzert am Boden.
Ein zertretener Ring.
Marions Ring!
„Still!" raunt Viktor. „Draußen Schritte!"
Wir treten links und rechts neben die Tür, pressen uns dicht an die Wand.
Diana bleibt gleichmütig mitten in der Halle stehen.
Jetzt höre auch ich im Park den Kies knirschen.
Die Tür wird aufgerissen.
Ein Mann in Pilotendreß.
Er starrt Diana an.
„Ah," sagt diese, seltsam lächelnd, „Jean!"
Er verbeugt sich vor ihr.
„Lady Gonzaga?"
Wie er sich wieder aufrichtet, sitzt meine Repetierpistole an seiner Schläfe.
„Hände hoch! . . . Eins! . . ."
Blitzschnell streckt „Jean" die Arme empor.
„Antwort! — Wir haben keine Zeit. — Wer war die kranke Dame?"
„Ich weiß es nicht! Weiß es nicht!! Ich schwöre!"
„Wo ist sie?"
„Ich weiß es nicht! Ich weiß es nicht!" schreit der Mann, kalkweiß im Gesicht.
„Ich drücke los!" drohe ich.
„Fred — nicht!" ruft Diana. „Wenn er tot ist, werden wir gar nichts mehr erfahren."
„Wenn er nicht redet, erfahren wir auch nichts."
Diana blickt den Menschen mit rätselhaftem Ausdruck an.
„Jean," fragt sie ruhig, „wieso ist die Dame nicht mehr hier?"
Jener schweigt.
„Sagen Sie es mir, Jean!" fordert Diana.
Er schüttelt den Kopf.
„Dann kann ich Ihnen nicht helfen, Jean", sagt sie traurig.
In mir tobt Raserei.
„Jean", wiederhole ich zwischen aufeinandergepreßten Zähnen, „— ich schieße!"
„Das ist Mord, Herr!"
„Du redest von Mord?" brülle ich. Mir flammt es rot vor den Blicken. „Du?"
„Fred," ruft Willy, „laß mich!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Rehe.

Eine Studie von Ernst Zahn.

Das Reh hieß Grete und wohnte im Stall bei den Kühen. Es war als Zicklein von Jakob Arnold, dem Waldbauern, gefunden, seinen Kindern heimgebracht und mit einem Kalb aufgezogen worden. Jetzt war es erwachsen und stand, ein Wunder der Natur, auf hohen, zarten Beinen mit feinen Hufen, hatte einen schlanken Rücken, einen langen, schmiegsamen Hals und einen zierlichen Kopf mit ewig windenden Ohren und großen, schwarzbraunen Augen, in denen Scheu und Zutraulichkeit sich seltsam mischten. Sein Rückenfell war braungrau, aber Brust und Bauch waren schneeweiß, und weiß blitzte auch die Unterseite des kurzen Schwanzes, mit dem die Grete wippte wie eine Bachstelze.

Grete weidete mit den Kühen, den Stallkameraden, auf den Matten, aber wenn es ihr einfiel, entlief sie von dort und kam wie ein Wirbelwind nach Hause gestoben, schnupperte im Hofe herum, guckte durch die offene Stalltür und pirschte sich auch in den Flur und die Küche oder die Wohnstube herein, wo es etwa Milch zu lecken oder ein Stückchen Brotrinde zu knabbern gab.

Die Mutter Arnold jagte sie manchmal hinaus und begehrte auf, das Tier gehöre nicht in die saubere Stube, aber den Arnoldkindern, dem Noldi und der Sanna oder Susanna mit den lieben, gesunden Apfelgesichtern, galt das Reh als ein Kamerad. Es folgte ihnen wie ein Hund und hatte die jungen Kapriolen noch nicht vergessen. Wenn die Kinder sprangen und einander jagten, sprang und hüpfte die Grete mit. Es war ein Bild, wie sie den Hals gleich einer Schlange wenden und strecken konnte, und was für eine Schnellkraft in ihren Beinen steckte, wenn sie über einen Zaun setzte.

Jakob Arnold hatte eine besondere Liebe für das Tier, das er selbst gefangen. Er war aber auch ein nachdenklicher Mann, neben dem Landwirt ein tüchtiger und eifriger Jäger, der von Wald und Wild mehr verstand als tausend andere. Er dachte viel nach über den vierbeinigen Hausgenossen und sagte eines Abends zu seiner Frau: „Die Grete muß einen Gespann haben. Sie hat all' die Zeit so treu zu uns gehalten, ist immer wieder gekommen, auch wenn sie einmal in den Wald lief. Jetzt müssen wir ihr auch ein Stück Wald in ihr Leben hineinpflanzen."

Nicht lange danach war bei den Kindern großer Jubel. Jakob Arnold hatte einen Rehbock gefangen und bereitete ihm in der Stallecke, wo die Grete im Stroh lag, ein Lager. Bretter verschalten den stubenhaften Raum, und sie waren hoch aneinander gereiht; aber in eines hatte der Bauer ein Loch gesägt, damit die Kinder durchschauen konnten. Manche Stunde stellten sie sich davor und bestaunten mit banger Neugier den neuen Gast, dem der Vater den Namen Fritz gab. Er war ein starkes, edles Tier, größer und stämmiger als die schlanke Grete. Die hellen Stellen im Fell fehlten ihm, und die kurzen, schwarzen, spitzen Hörner gaben ihm etwas Trotziges. Er wehrte sich auch anfangs verzweifelt gegen die Gefangenschaft, sprang an den Bretterwänden hinauf, nahm einen Anlauf und prallte, Ausweg suchend, mit der harten Stirn gegen die Wehr.

In eine Ecke gedrängt stand oder lag verschüchtert die Grete. Die geängstigten Kinder liefen zum Vater und klagten, der Bock tobe wie wild. Auch die Bäuerin meinte, er würde nie zahm werden, das arme Tier könne sich höchstens ein Glied brechen, wenn es sich weiter mit Sprüngen und Stößen zu befreien suche.

„Abwarten!" mahnte Jakob Arnold, und er machte aus einer seiner Wiesen ein Gehege, umgab es mit einer hohen Drahtumzäunung, zimmerte eine Tierhütte hinein und brachte die zwei Rehe dorthin.

Das gefiel den Kindern, gefiel der Grete und schien auch dem Bock besser zu behagen, denn er wurde ruhiger, beschnupperte das zahme Reh, und zuweilen gesellten sich die Tiere jetzt zusammen und schienen Freundschaft zu schließen.

Der Bauer beobachtete gespannt das Wesen des Wildviehs. Den langen Bart streichend stand er und studierte an den beiden Tieren herum. Dabei mußte er aber doch je länger, desto mehr erfahren, daß der Bock im Grunde nicht heimisch wurde. Er stapfte oft ruhelos umher und lief und lief, Auslaß suchend, an dem Gitter entlang. Schneller und schneller wurde sein Gang. Wenn er aber einmal plötzlich und wie sich besinnend still stand, sah Jakob, daß in seinen Augen, die dunkler und ruheloser waren als die der Grete, ein seltsamer Ausdruck wie von Todesangst und Verzweiflung stand.

Im Laufe der Zeit geschah etwas Merkwürdiges. Das zahme Reh machte sich zum Schatten des Bockes, es stand still mit ihm, wann er den Kopf senkte und am hingestreuten Futter schnupperte, und es lief und rannte und stürmte mit ihm, wenn er seinen Lauf rund um die Gitterwehr begann.

Jakob Arnold beobachtete, daß, wie durch den Körper des Rehbocks manchmal ein Zittern gleich einem Frieren lief, auch das Fell der Geiß zuweilen von einem leisen Schauder überronnen wurde. Er quälte sich. Mehr als einmal war er daran, dem Bock die Freiheit wiederzugeben.

So kamen Mondscheinnächte. Die Arnolds gingen früh zu Bett; denn sie mußten mit dem Tage wieder auf. Aber die Rehe ruhten nicht. Sie traten, wenn der Mond am höchsten stand und gleich einer kalt brennenden Metallscheibe in einem bläulichen, schier grundlosen Dunst schwamm, wenn die fernen Berge mit feinen Säumen sich vom Himmel abhoben und der Wald als ein geheimnisvoller, vielbogiger Schatten hinter den Feldern aufwuchs, nacheinander aus der Hütte. Ihre Hälse waren gereckt, die Köpfe zurückgebogen, und die feinen Nüstern sogen die Nachtluft ein. Über ihre Körper lief wieder das seltsame Rieseln, als kämme ein heimlicher Wind ihnen das Fell. Die Rehin schmiegte sich dicht an den Bock. Er aber wendete manchmal den Kopf und berührte mit dem Maul das ihre, daß es wie eine Liebkosung war. Dann jedoch verharrten sie reglos in einer unerhörten Verlorenheit oder in ungeheurer Spannung. Vielleicht hätten Menschen, die im Wesen der Tiere Bescheid wissen, festgestellt, daß durch die Nacht der würzige Ruch des Waldes zu ihnen kam, daß sie ihn ruhigen und weiten Atems schlürften und davon wie trunken wurden.

„Vater", klagten zu dieser Zeit die Arnoldkinder, „die Grete kommt gar nicht mehr ins Haus, und sie läßt sich kaum mehr streicheln. Es ist, als fürchtete sie sich."

Sie sagten Jakob Arnold nichts Neues. Die Grete ließ sich auch von ihm nicht mehr am Halsband fangen. Die Milchschüssel in der Küche lockte sie nicht, und sie flüchtete hinter den Rehgefährten, wenn Arnold die Umzäunung betrat.

Die Kinder und ihre Mutter schmälten, der fremde Bock sei an allem schuld. Aber der besinnliche Arnold schüttelte den Kopf und sagte: „Ich habe da in etwas hinein regiert, was mich nichts anging. Man kann Seerosen auch nicht auf den Kartoffelacker pflanzen."

„Du bist ein Grübler, Vater", antwortete ihm die nüchterne und behäbige Frau. „Seerosen gedeihen auch im künstlichen Teich. Und gewöhnen sich nicht auch die wilden Tiere an die Gefangenschaft in den zoologischen Gärten?"

„Wir können sie nicht fragen", antwortete der zweifelnde Bauer.

In einer der folgenden Nächte ließ seine Sorge um die Tiere Arnold nicht schlafen. Und plötzlich schien ihm, es reiße jemand an den Drähten des Rehpferchs. Dann meinte er einen leisen Schrei, wie ein Tier in Not ihn ausstößt, zu vernehmen. Er stand auf und fand den Rehbock mit dem Geweih im Gitter verfangen und, in die Knie gezwungen, verzweifelt bemüht, sich zu befreien. Die Grete irrte wie hilfesuchend im Käfig umher.

Der Bauer erlöste den Bock aus seiner Falle, schloß seinen Tiergarten ab, quälte sich noch eine Nacht und rief am andern Morgen die Seinen zusammen.

„Mach' ein Ende! Der Bock gibt einen guten Braten", riet die resolute Frau, der es lieb gewesen wäre, die ganze Unmuße los zu werden.

Aber Arnold antwortete bedrückt: „Es geht nicht mehr um den Bock allein." Dann befahl er den Kindern, den Milchnapf zu füllen. Er selbst nahm ein kleines Bündel frischen, duftigen Heus, und so begaben sie sich über den Hof zu den Rehen.

„Was soll es auch geben?" fragte der Noldi mit dem Rotkopf und den rotbraunen, gescheiten Augen, und die blonde Sanna unterstützte ihn neugierig: „Was willst auch tun, Vater?"

„Wissen, ob die Grete noch uns gehört", antwortete Arnold.

Während Frau und Kinder zurücktraten, öffnete er die Tür zum Rehgehege, nahm sein Heu und stellte sich neben die Seinen.

Die beiden Rehe waren in eine Ecke des Geheges gewichen. Jetzt sahen sie sich furchtsam nach den vier Menschen um, senkten dann allmählich die Nasen, hoben sie wieder und schienen jene langsam zu vergessen.

Die Rehe näherten sich weidend und schnuppernd der offenen Tür. Grete ließ den Bock vonangehen, als wäre sie selbst nur Gefolge, das sich dem Willen des Führers zu fügen hat. Im Türrahmen zögerten sie. Aber plötzlich warf sich der Bock zur Seite und eilte mit mächtigen Sätzen dem Walde zu.

Mit der Geschmeidigkeit und Sachtheit einer Katze trat dann auch die schöne Rehin ins Freie.

Arnold, breit, sacht, gütig, lockte das fast zum Haustier gewordene Reh und schüttete ihm das Heu ins Gras. Die beiden Kinder stellten den Milchnapf bereit und schmeichelten mit ausgestreckten Händen: Grete! Liebe, kleine Grete."

Die Rehin stellte die Ohren. Die schönen, schwarzen Augen schimmerten in einem dunklen Glanz. Einen Augenblick noch schien sie auf etwas Bekanntes zu horchen, dann legten sich die Lauscher dicht an den kleinen Kopf zurück, und langsam trottete sie dem Gefährten nach.

„Der Wald hat gewonnen", sagte mit einem melancholischen Kopfschütteln der Bauer.

„Bist ein rechter Narr, Vater", lächelte die Frau.

„Warum?" fragte der Grübler zurück. „Weil ich merke, wieviel stärker die Natur ist als der Mensch, und weil die eigene Ohnmacht mir leid tut?"

Und langsam ging er hinüber und schloß die Tür seines leeren Pferchs.

Die Insel der Hochzeitspaare.

Flitterwochen in „Honigmond."

Hawai-Inseln — das ruft in uns die Vorstellung von schönen Mädchen mit Blütenschmuck in den langen schwarzen Haaren und in kurzen Baströckchen hervor, den süßen Klang von Mandolinen, der sich mit seltsamen Rhythmen des Rumba vermischt, die Romantik der Korallenfelsen, tropische Pflanzenpracht und ein wundersames blaues Meer! Freilich schöpfen wir unsere Wissenschaft nur aus der Filmkulisse, die uns immer wieder dieses paradiesische Land mit seinem Sang und Tanz zeigt. Eine der vielen kleinen flachen Inseln, die die acht Hauptinseln dieses Märchenlandes umgeben, soll aber dafür Sorge tragen, daß die Romantik auf unserem Erdball trotz Fernsehen, Rundfunk und Blitzflugzeug nicht aussterben wird. Man hat ihr den bezeichnenden Namen „Honeymoon", zu deutsch „Honigmond", gegeben, und sie ist das Eiland der Hochzeitsreisenden.

Allerdings, nur Leute mit einem stattlichen Bankkonto können nach „Honigmond" reisen, wo in großen Abständen voneinander die Bungalos für die Hochzeitspärchen stehen. Man wollte hier inmitten des Weltgetümmels eine Oase schaffen, in der ein junges, glückstrunkenes Paar ganz mit sich allein sein kann und nur der Obsorge eines alten polynesischen Dieners anvertraut wird, der garantiert kein Wort Englisch versteht und so wenig wie möglich in Erscheinung tritt. Wohl gibt es in dem Bungalo auch ein Telephon, mit dessen Hilfe man sich in Molokai oder Oahu einen Gitarrenspieler oder eine Truppe schwarzhaariger hawaischer Tänzerinnen bestellen kann, wenn man gerade Lust dazu hat. Im übrigen aber bleibt man gegen Einzahlung eines nicht unbeträchtlichen Schecks an die Agentur, die die Insel der Hochzeitsreisenden gekauft und eingerichtet hat, völlig ungestört.

Man hat in jeder Hinsicht bei der Einrichtung der Insel auf die Gemütsverfassung von Pärchen auf der Hochzeitsreise Rücksicht genommen. Andere Leute haben hier keinen Zutritt, am allerwenigsten Photoreporter und neugierige Zeitungsleute. Hier kann selbst der Berühmteste der Berühmten sein junges Glück allein genießen, die herrlichsten Blumen der Welt blühen für ihn, und nachts bestrahlt ein seltsam rötlicher Mond die Korallenfelsen, um die herum die Wogen des Stillen Ozeans ein sanftes Lied singen. Kein fahrplanmäßiges Schiff berührt die Insel „Honigmond", der Fremdenrummel spielt sich weitab in den Hafenstädten Hilo und Honolulu ab, das Klima ist gesund und angenehm, und dank der Fürsorge des unsichtbar bleibenden Managers findet das Pärchen im Keller seines Bungalos täglich die auserlesensten Speisen und Weine vor, die ebenso in dem Pauschalpreis einbegriffen sind wie der eingeborene Diener, der stumm und geräuschlos seines Amtes waltet. Und die Unternehmer haben allen Anlaß, sich die Hände zu reiben, denn die Insel „Honigmond" ist stets ausverkauft, wobei freilich kein Paar das andere sieht, denn jeder Flitterwochen-Bungalo ist von einem großen abgeschlossenen Gelände umgeben.

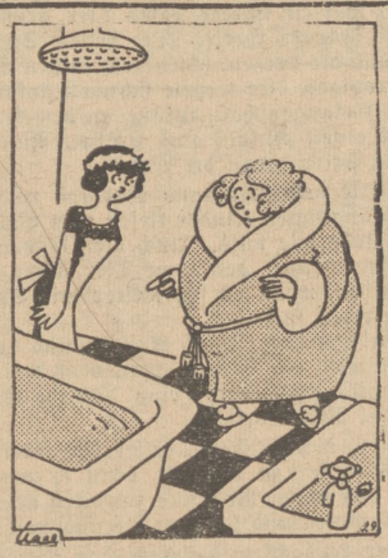
Natürlich sind die meisten „Honigmond"-Bewohner Amerikaner. Gegenwärtig halten sich sogar zwei besonders berühmte Hochzeitspaare auf der „Insel der Seligen" auf. Beide kommen aus Hollywood, das wohl die Mehrzahl der Gäste stellt. Es handelt sich um die gefeierte Filmkünstlerin aus der Zeit des stummen Filmes Mary Pickford, die kürzlich den Tänzer Buddy Rogers geheiratet hat, und um die erfolgreiche Heldin des „San Francisco"-Filmes Jeanette Macdonald, die sich mit dem blonden Schauspieler Gene Raymond trauen ließ.



Männer haben die bessere Nase!

Es ist schon wiederholt wissenschaftlich festgestellt worden, daß der Geruchssinn beim Mann viel stärker entwickelt ist als bei der Frau. Schon vor siebzig Jahren haben die beiden nordamerikanischne Physiologen Nichols und Baily durch Verwendung von Nelkengewürz, Knoblauchextrakt und Blausäure festgestellt, daß die Empfindlichkeit der männlichen Nase weit größer ist als die der Frau. Männer rochen die Blausäure noch bei einer Vermischung von 1 Gramm Blausäure auf 2000 Kilogramm Wasser, während die Frauen selbst bei hundertfacher Verstärkung den Geruch nicht mehr wahrnehmen. Frauen nahmen in der Regel bei einer Mischung von 1 : 20 000 den Geruch irgend einer scharfen Essenz nicht mehr wahr, während die Männer ihn noch in einer Verdünnung von 1 : 100 000 feststellten. Zitronengeruch rochen die Männer noch bei einer Mischung von 1 : 250 000, während die Frauen ein doppelt so starkes Volumen brauchten, um den Geruch wahrzunehmen. Daraus entspricht es vielleicht, daß Frauen Parfüme mehr lieben als Männer, weil ihre Geruchsnerven davon weniger angegriffen werden.





„Das ist vielzuviel Wasser, Anna, nur zehn Liter dürfen es sein, sonst läuft die Badewanne über, wenn ich mich hineinsetze!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.